

Neutestamentliche Theologie für Atheisten?

Konstruktivistische Perspektiven

Peter Lampe

In vor allem Afrika und Asien weist das Christentum derzeit rasante Wachstumsraten auf, während sein Einfluss in Europa schwindet. Es scheint hierzulande auf verlorenem Posten zu kämpfen; die Situation heutiger abendländischer Christen dünkt der der Apologeten des 2. Jahrhunderts ähnlicher zu werden. Und doch hat sich in der westlichen intellektuellen Situation die Ausgangslage für christliche Disputanden im Gespräch mit atheistischen Intellektuellen entscheidend verbessert – zumeist wohl unbemerkt verbessert. Vor dreißig Jahren noch konnte ein atheisti-scher Intellektueller das Christentum leichter als *pia fraus* und Pfaffenbetrug abtun als heute. Was änderte sich? Gibt es mittlerweile Plattformen, die wir mit atheisti-schen Intellektuellen zu teilen vermögen, um von dort aus gemeinsam die theologi-schen Zeugnisse des Neuen Testaments zu betrachten? Mit »gemeinsam« sei ein kol-legiales Vorgehen gemeint, bei dem keiner der Beteiligten auf den anderen herabzublicken vermag, weil die ontologische Qualität seines eigenen Wissens angeblich soviel höherwertig sei.

Dieser Essay wird in einem ersten Schritt die derzeitige post-logischempiristische Situation knapp skizzieren, zusammen mit einer ihrer Früchte, dem Konstruktivismus, bevor in einem zweiten Schritt die Folgen für theologisches Reden im Gespräch mit Atheisten in den Blick genommen werden. Auf der erarbeiteten Basis wird in einem dritten Schritt exemplarisch ein zentrales Theologumenon des Neuen Testaments zur Sprache gebracht werden. Könnte es sein, dass konstruktivistische Sichtweisen, die möglicherweise wenig zur innertheologischen Vergewisserung beizutragen vermögen, gleichwohl im Dialog mit dem Christentum Fernstehenden sich als hilfreich erweisen?

Die heutige, sog. »postmoderne« intellektuelle Situation ist noch immer gekennzeichnet von dem Schock, den der Kollaps des logischen Empirismus in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts verursachte. Was den logischen Empirismus spätestens in den 70er Jahren zu Fall brachte, war sein Verständnis von Sinnes-Daten-Sätzen, die unveränderlich den Wissensstrukturen als Fundament dienen, während die theoretischen Sätze darüber im Fluss sind, immer wieder von besseren ersetzt werden. Die Sinnes-Daten-Sätze dagegen seien unabhängig von diesen theoretischen Sätzen, unabhängig von den theoretischen Superstrukturen.¹ Genau

1. Auf der Basis der Logik Gottlob Freges und Bertrand Russells schien es möglich, Wissenschaft als System logischer Beziehungen zwischen empirischen Grundlagen und theoretischen Superstrukturen, zwischen Einzelfällen und Gesetzmäßigkeiten darzustellen. Aus logisch-empiristischem Blickwinkel sind Aussagen, die nicht definitiv-logisch sind, sich also nicht exklusiv auf die Struktur des Intellekts beziehen, für ihre Verifizierung bzw. Falsifizierung immer auf Sinnes-Daten-Sätze

diese Annahme aber war ein Fallstrick, ein fundamentaler Irrtum, wie vielfältig nachgewiesen wurde.² Es gibt keine theorie-unabhängige Beobachtungssprache. Die Theorie formiert die Wahrnehmung. Kein Beobachtungssatz ist theorie-immun. Und kein Terminus eines Beobachtungssatzes steht so fest, dass er nicht reklassifizierbar wäre.

Nach dem Kollaps des logischen Empirismus grüßt der alte Kant herüber. Die Karten werden neu gemischt. Wir müssen aufs neue diskutieren, ob und wie wir zu gesicherten Erkenntnissen über die Realität gelangen können, nein, viel elementarer: Wir überlegen aufs neue, was wir unter »Realität« verstehen wollen. Das, was »Realität« genannt wird, ist weder allein draußen in der Welt angesiedelt, wie es der naive Realismus wollte, noch auch allein rein geistig, wie zum Beispiel George Berkeley (1685–1753) meinte. Des Rätsels Lösung liegt irgendwo zwischen den Extrempolen von ontologischem Idealismus und naivem Realismus. Aber wo dazwischen?

Aus der Palette der Antwortversuche greife ich den Konstruktivismus heraus, der sich, interdisziplinär getragen, seit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts in verschiedenen Ausprägungen artikuliert. Aufbauend auf der schmerzlichen Negativerkenntnis, dass Wahrnehmen und Erkennen *nicht* in einer gesicherten Abbildbeziehung zur ontischen Realität stehen, also auch verfeinerte Erkenntnismethoden nicht zu einer gesicherten Annäherung an diese Realität zu führen vermögen (dies ist immer nur eine Hoffnung, die prinzipiell nie bewiesen werden kann), heißt die konstruktivistische Grundthese: Das Subjekt stellt seine Wirklichkeit selbst her. Es konstruiert sie. Die Wirklichkeit ist ein Konstrukt des Gehirns. Neben den traditionellen philosophisch-epistemologischen Gründen sprechen dafür neuerlich auch starke neurobiologische Gründe, die der Hirnforschung der jüngeren Vergangenheit zu verdanken sind.³

Wenn die Wirklichkeit ein Konstrukt des Gehirns ist, heißt das freilich nicht, dass die Konstruktivisten in Solipsismus abzugleiten gedenken, nach dem die Welt für den Menschen nur in seinen Vorstellungen besteht – im Sinne von »Nur ich existiere, und alles andere ist meine Einbildung«. Nein, die von uns und unserem Bewusstsein unabhängige ontische Realität ist existent. Sie ist sogar ein Stückweit *erfahrbar*, nur eben nicht *erkennbar*. Die ontische Welt ist insofern *erfahrbar*, als sie immer wieder unserem Handeln Schranken entgegenstellt. Diese Widerständigkeiten sind ein entscheidendes Argument für die Existenz der ontischen Realität. Nur bleibt für die Konstruktivisten diese »Welt der objektiven Hindernisse, der ontischen Schranken, zwischen denen wir handeln, ... grundsätzlich unzugänglich und unbeschreibbar.«⁴

Hat in einem solchen Theorierahmen der Objektivitätsbegriff ausgedient? »Ob-

angewiesen, zu denen sie in der richtigen logischen Relation stehen müssen. – Eine kritische Würdigung des logischen Empirismus seit *Bertrand Russell* (Logical Atomism [1924], in: R. Marsh, ed., *Logic and Knowledge*, London 1956, 321–343) und *Rudolf Carnap* (Der logische Aufbau der Welt, Berlin 1928) findet sich zum Beispiel bei P. S. Churchland, *Neurophilosophy. Toward a Unified Science of the Mind-Brain*, Cambridge, Mass. 1988³, v.a. 271.

2. Vgl. zum Beispiel schon zu Beginn der 70er Jahre *Mary Hesse* mit ihrer Studie »Is there an independent observation language?«, in: R. Colodny, ed., *The Nature and Function of Scientific Theories*, Pittsburg 1970, 36–77.
3. Vgl. z. B. G. Roth, *Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen*, Frankfurt 1991.
4. E. v. Glasersfeld, *Konstruktion der Wirklichkeit und der Begriff der Objektivität*, in: *ders.*, Einführung in den Konstruktivismus, Schriften der Carl Friedrich von Siemens Stiftung 10, München 1985, 19.

ektiv« ist die konstruierte Realität (= Wirklichkeit)⁵ für Konstruktivisten insofern, als sie eine intersubjektive, gesellschaftliche, soziale Realität darstellt. Objektiv ist solches »Wissen, das sich in intersubjektiven, überindividuellen, institutionalisierten Kontexten (darüber hinaus) als ... brauchbar erweist.«⁶ Kollektiv brauchbares Wissen, in gesellschaftlichen und kulturspezifischen Konstruktionen verfestigt, erscheint dem Subjekt als »äußere«, ihm vorgegebene, »objektive« Realität.

Wie kommt intersubjektive Wirklichkeit zustande? Welche Faktoren spielen bei dem Prozess der Konstruktion eine Rolle? Unter welchen Bedingungen formieren Gruppen ihre Wirklichkeit? Mit Hilfe empirischer Wissenssoziologie wurde versucht, Antworten auf diesen Fragenkomplex zu geben⁷:

Ein Kennzeichen konstruierter Realitäten (sie seien im folgenden auch »Sinnzusammenhänge« oder »Kontexte« genannt) ist, dass sie auf *axiomatischen Setzungen* aufruhend: der psychoanalytische Kontext zum Beispiel auf der Annahme des Unbewussten, ein theologischer Kontext auf der Annahme eines sich selbst mitteilenden, wirkmächtigen Gottes. Mit der Entwicklung und Ausdifferenzierung des jeweiligen Kontextes werden auch die Kategorien zur Verfügung gestellt, die den Inhalt des jeweiligen Axioms *erfahrbar* werden lassen: Innerhalb des psychoanalytischen Kontextes werden die Strukturen und Prozesse des *Unbewussten beobachtbar*. Oder *Gott* wird im theologischen Kontext *erfahrbar*, sei es in der Geschichte Israels, im Wirken eines Nazareners oder – wie bei den Korinthern – in pneumatisch-charismatischen Erlebnissen wie der Glossolalie. Auf diese Weise produzieren Axiome und Kategorien Evidenz. Der Kontext bestätigt sich selbst.

Was stellt sicher, dass solche axiomatisch begründeten Kontexte nicht als Willkür empfunden werden? Welche Evidenzquellen lassen sie plausibel erscheinen? Eine erste Evidenzquelle – um nur die wichtigsten zu nennen – wurde soeben mit den Begriffen »Erfahrung« und »Beobachtung« angedeutet: die Evidenzquelle der *sinnlichen Wahrnehmung*. Die Produktion eines Kontextes bedarf nicht nur einer oder mehrerer axiomatischer Setzungen, sondern auch der Erfahrungen, der Wahrnehmungen. Allerdings gründet unser Wissen über die Wirklichkeit (= konstruierte Realität) nicht *unmittelbar* auf sinnlichen Reizen. Erst wenn Sinnesreize durch den Prozess begrifflicher Deutung laufen, entsteht sinnliches Wahrnehmen. Unsere Wahrnehmung hängt also nicht nur von den fünf Sinnen und ihren Reizen ab, sondern von den im Kopf bereits bestehenden Begriffen als Wahrnehmungskategorien, die ihrerseits geformt sind durch zum Beispiel die Erinnerung als wichtiges »Sinnesorgan«. Wahrnehmung ist begrifflich gedeuteter Sinnesreiz. Oder anders: Dem Was und Wie der Wahrnehmung voraus geht das Bereitstellen von Wahrnehmungskategorien, die bereits bestehendes Wissen implizieren. Nur so ergeben sich auf sinnlichen Erfahrungen gegründete Sinnzusammenhänge, Kontexte.

Wichtig bei dieser Evidenzquelle ist, dass um so mehr Evidenz produziert wird, je mehr eine sinnliche Erfahrung (a) sich wiederholt und (b) sich auf andere Erfahrungssubjekte ausbreitet. Wiederholung und Ausbreitung sind wichtige Faktoren,

5. »Wirklichkeit« wird im folgenden verstanden als »konstruierte Realität«, die von der erfahrbaren, aber nicht erkennbaren »ontischen Realität« zu unterscheiden ist.
6. H. Stenger/H. Geißlinger, Die Transformation sozialer Realität. Ein Beitrag zur empirischen Wissenssoziologie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 43, 1991, 247–270, hier 250.
7. Vgl. z. B. H. Stenger/H. Geißlinger (Anm. 6).

die zum Beispiel auch bei der sinnlichen Erfahrung des Auferweckungs-ᾠφθη eine Rolle spielten, wie aus 1 Kor 15,5–9 zu lernen ist.

Eine zweite Evidenzquelle ist *kognitive Konstruktion*. Bei der Kontextproduktion verknüpfen wir mehrere Wissens Elemente miteinander, wir stellen Zusammenhänge her, zum Beispiel kausale, aber auch modale oder konditionale Zusammenhänge. Diese Verknüpfungen werden uns aufgrund vor allem zweier Konstruktionsprinzipien evident: Evidenz stellt sich durch *Koinzidenz* und durch *Kongruenz* ein. Ein Zusammenhang zwischen zwei Wissens Elementen leuchtet oft wegen zeitlicher *Koinzidenz* der zur Sprache gebrachten Sachverhalte ein. Wenn es zum Beispiel regnet und ich gleichzeitig bei mir schlechte Laune wahrnehme, kann ich daraus einen mir plausiblen Kausalzusammenhang konstruieren. Evidenz durch *Kongruenz* stellt sich dagegen ein, wenn Ähnlichkeit entdeckt wird. Eine Vielzahl der Urteile in der Geschichtsschreibung beruht auf diesem Prinzip. Ohne Analogieschlüsse kommen Historiker nicht aus.

Die dritte Evidenzquelle ist *soziale Bestätigung*, das Sich-Verlassen auf das Urteil von anderen, vor allem von Experten. Bei Dingen, die jenseits der eigenen sinnlichen Wahrnehmungsmöglichkeiten liegen, ist das realität konstruierende Subjekt auf die Konstruktion anderer Subjekte angewiesen. Die wenigsten Menschen haben die Erde als Kugel im All gesehen; sie verließen sich – schon lange vor der Photographie – auf Leute um sie herum, die die Kugelform als etwas Selbstverständliches betrachteten.

Eine vierte Evidenzquelle ist *emotionales Erleben*. Zukunftsgerichtete Erwartungen oder retrospektive Deutungen rufen Empfindungen hervor. Sind sie positiver Art, stellt sich eher Plausibilität ein.

Dass zum Beispiel Gott an einem Kreuz gehandelt und Heil geschaffen haben sollte, rief in der Antike Ekel und Abscheu hervor. Eine solche Lehre war deshalb für nicht wenige unplausibel und kam als Baustein *ihrer* Realitätskonstruktion nicht in Frage (1 Kor 1,18 ff.). Dass nichtjüdische Sebomenoi am Rande der Synagogen dagegen nicht mehr nur Gläubige zweiter Klasse, sondern vollgültige Gemeindeglieder ohne den Preis der Beschneidung sein sollten, rief gegenüber der christlichen Variante des Monotheismus positive Gefühle hervor und öffnete die paganen Sympathisanten am Rande der Synagogen für die christliche Mission. Die Rolle von Emotionen bei der Wirklichkeitskonstruktion darf nicht unterschätzt werden.

Welche Folgen ergeben sich aus dieser Skizze für theologisches Reden? Natürlich lautet das großartig zu verkündende Ergebnis nun nicht, dass theologisches Reden immer nur eine konstruierte Wirklichkeit zu beschreiben vermag. Das Ergebnis ist grundsätzlicher und dann auch positiver für die Theologie.

Sicher, in konstruktivistischer Perspektive repräsentiert jedwede Theologie immer nur eine konstruierte Wirklichkeit, *ohne* dass jedoch der Konstruktivist deshalb behauptete, es gäbe in der ontischen Realität keinen Gott. Weder diese noch die gegenteilige Aussage über die ontische Realität ist aus konstruktivistischer Sicht überhaupt möglich.

Das heißt in der Schlussfolgerung aber auch, dass eine konstruierte Wirklichkeit, in der Gott vorkommt, einer anderen konstruierten Wirklichkeit, in der Gott nicht begegnet, auf der ontologischen Ebene nichts nachsteht. Das erkennende Subjekt *muss* Wirklichkeit konstruieren, um überleben und leben zu können; jedoch hat keiner der Konstrukteure die Handhabe, auf einen anderen Konstrukteur hochnäsiger herabzublicken, weil sein eigenes Wissen angeblich *ontologisch soviel höherwertig*

sei. *Ontologisch gesehen* sitzen alle Konstrukteure, seien sie Theologen, Naturwissenschaftlerinnen, Psychoanalytiker, Atheisten, im selben Boot. Keiner hat dem anderen *auf der ontologischen Ebene* mit seinem Wissen etwas voraus. Das bedeutet, dass auch der gemeinhin angenommene Statusunterschied zwischen naturwissenschaftlichem Wissen und theologisch formuliertem Wissen *nicht* auf der ontologischen Ebene zu suchen ist. Auch naturwissenschaftliche Erkenntnis bezieht sich lediglich auf konstruierte Realität, von der nur naive Realisten annehmen, dass diese die ontische Realität in gesicherter Weise abbilde. Kritiker wie Karin Knorr-Catina reden von der »Fabrikation von Erkenntnis« in den naturwissenschaftlichen Labors, in denen sich *Gesellschaft* verdichte.⁸ Die von der Physik beschriebene Welt ist nicht nachweisbar mit der ontischen Realität identisch, denn alle Begriffe der Physik sind menschlichem Geist entsprungen und basieren auf menschlichen Vereinbarungen, die sich in Jahrhunderten mühsam herausgebildet haben.

Was aus konstruktivistischer Perspektive auf die Theologie und die Naturwissenschaft zutrifft, gilt zum Beispiel zwangsläufig auch für die Psychoanalyse. Eingefleischten Psychoanalytikern muss jedwede konstruktivistische Relativierung der Tiefenpsychologie als sich selbst bestätigenden Kontextes ein Gräuelpiece sein. Aber solche Kritik ist nicht so niederschmetternd, wie es zunächst scheinen mag. Denn der Konstruktivist behauptet, dass *alle* konstruierten intersubjektiven Sinnzusammenhänge derartige sich selbst bestätigende Kontexte sind, die theologischen, die psychoanalytischen ebenso wie die naturwissenschaftlichen. Menschen kommen nicht ohne solche konstruierten intersubjektiven Realitäten aus, wenn sie überleben wollen. Metaphorisch gesprochen: Wer Kardiologin ist, hört deshalb nicht auf, einen Blutkreislauf zu besitzen. Und unmetaphorisch: Wer als Theologe konstruktivistische Epistemologie betreibt, hört deshalb nicht auf, ehrlich zu glauben und sonntags in die Kirche zu gehen, wenn sich all dies in seinem Leben als plausibel erwiesen hat. Es gilt als Analogie: Wer neurobiologische Hirnforschung betreibt, hört deshalb nicht auf, alltagsweltlich zu denken. Wir können und dürfen nicht aus unserer menschlichen Haut. Die Metaebene konstruktivistischer Epistemologie führt nicht zum Exodus aus der *conditio humana*, die auf die Konstruktion intersubjektiver Realität angewiesen ist. Anders gesprochen: Von konstruktivistischer Epistemologie allein kann der Mensch nicht leben. Sie kann ihm nur helfen, sich der epistemologischen Grundlagen seines Wissens und Tuns zu vergewissern.

Das Ergebnis der konstruktivistischen Sichtweise ist nach allem, dass der theologische Wirklichkeitsentwurf *von seiner ontologischen Qualität her* anderen Wirklichkeitsentwürfen – auch naturwissenschaftlichen – nichts nachsteht. Alle sitzen im selben Boot. *Das* ist die Einsicht, die eine Gleichstellung der verschiedensten Konstrukteure auf ontologischer Ebene nach sich zieht. Eine solche Gleichstellung schafft einen *Gesprächsrahmen* – eben *ein* Boot. Und damit hat sich für die Vertreter des christlichen Sinnzusammenhangs die Diskussionsausgangslage verbessert. Der Konstruktivismus leistet gegenüber der Theologie – durchaus ungewollt – *apologetische Dienste*. Die Verbesserung der Diskussionslage besteht darin, dass ein theozentrisches Wirklichkeitskonstrukt gleichberechtigt auf dieselbe Ebene wie andere Konstrukte tritt. Auf dieser Bühne kann dann eine faire Konkurrenz beginnen, in

8. K. Knorr-Catina, Die Fabrikation von Erkenntnis, Frankfurt 1991; *dies.*, Das naturwissenschaftliche Labor als Ort der »Verdichtung« von Gesellschaft, in: Zeitschrift für Soziologie 17, 1988, 85–101.

deren Verlauf niemand mehr sich zu brüsten vermag, *sein* Wirklichkeitskonstrukt sei von höherer ontologischer Qualität und deshalb der Wettkampf mit anderen Wirklichkeitssystemen *a priori* bereits entschieden. Wenn der konstruktivistische Ansatz für die Theologie eines vermag, dann ist es dies, dass die Theologie – als Anwalt aktualisierter christlicher Tradition, also vergangener Realitätskonstrukte, zu der wir in unserer Kultur in Kontinuität stehen – auch in der säkularisierten Gesellschaft kommunikabel bleibt.

Wenn der Wettkampf um das angemessenste Wirklichkeitskonstrukt nicht *a priori* aufgrund verschiedener ontologischer Qualitäten der Konstrukte zu entscheiden ist, wie hat eine solche Konkurrenz dann auszuschauen? In diesem Wettkampf wird zu prüfen sein, für welches Realitätskonstrukt die meisten Evidenzquellen am reichhaltigsten sprudeln. Im Lichte der vier genannten ist zu fragen: (a) Passt die je konstruierte Wirklichkeit gut zu unseren *sinnlichen Wahrnehmungen*, die wohlverstanden nicht direkt von Sinnesreizen konstituiert werden, sondern ein Produkt der *begrifflichen Deutung* von Sinnesreizen sind? Hier wird ein zirkuläres Geschehen abgefragt: Die begriffliche Deutung setzt bereits bestehende Wirklichkeitskonstrukte im Kopf voraus; das heißt, wer die Validität eines Wirklichkeitskonstrukts prüft, fragt nicht nur danach, wie gut es zu seinen (begrifflich gedeuteten) Sinnesreizen passt, sondern zugleich auch, wie gut es zu seinen bereits akzeptierten Wirklichkeitskonstrukten passt.⁹ (b) Sind die in dem zu prüfenden Wirklichkeitskonstrukt vollzogenen *kognitiven Konstruktionen* plausibel? (c) Kommt das Konstrukt unserem *emotionalen Erleben* entgegen? Im weitesten Sinne hierher gehört auch das von konstruktivistischer Seite öfter vorgebrachte Kriterium, ein Wirklichkeitskonstrukt müsse »brauchbar« (s. o.), lebensstauglich, *hilfreich zum Überleben* sein. Hilft es, das Leben zu meistern? Lautet die Antwort nein, stellt sich negative Emotion ein, das Konstrukt wird abgelehnt. (d) Findet das Konstrukt *soziale Bestätigung* oder stehe ich mit ihm allein da? Lässt sich also ein breiter Konsens für es finden? Auch diese letzte Evidenzquelle sprudelt zumindest im Unterbewussten des Prüfers mit – egal, ob wir, die wir in Seminararbeiten Autoritätszitate als Belege niemals gelten lassen, solches als sinnvoll erachten oder nicht.

Zweifelsohne stellt das Kriterium der sozialen Bestätigung bzw. der Konsensfähigkeit das schwächste Glied in der Kette dar. Nicht selten existierte ein später von breiter Mehrheit getragenes Wirklichkeitskonstrukt für lange Zeit zunächst nur im Kopf eines einzelnen, der »seiner Zeit weit voraus war«. Auch das Kriterium des emotionalen Erlebens ist mit Vorsicht zu genießen, erweist sich doch das im Lichte des ersten Kriteriums als wirklich Erwiesene oft genug als unbequem und schmerzlich: Das erste Kriterium »überstimmt« dann das dritte. Und wer dieses »Überstimmen« nicht zulässt, zum Beispiel den Tod eines geliebten Menschen nicht als wirklich anzunehmen vermag, klinkt sich aus seinem Sozialverband aus und wird »krank«. Normativ werden wir die beiden ersten Kriterien in den Vordergrund zu stellen haben, obwohl *de facto* das Kriterium des emotionalen Erlebens eine ebenso bedeutende Rolle spielen dürfte wie das der sozialen Bestätigung – vor allem im Alltag, zuweilen aber auch in der Wissenschaft.

Die Skizze zeigt, dass sich die Wahrheitsfrage nunmehr anders als herkömmlich

9. Die Unschärfe der Vokabel »passen zu« wird im hiesigen Essayrahmen in Kauf genommen. Auf den vorbelasteten Begriff »Kohärenz« wird bewusst verzichtet; ebenso wenig ist hier der Ort, auf entsprechende Kohärenztheorien der Wahrheit einzugehen.

stellt: Es wird nicht mehr nach dem Bezug einer Aussage zur ontischen Realität gefragt. Über diesen Bezug lässt sich in konstruktivistischer Perspektive nichts Sicheres sagen. Als »wahr« gilt vielmehr dasjenige (im Medium der Sprache vorliegende) Wirklichkeitskonstrukt, für das zumindest die ersten beiden der genannten Evidenzquellen sprudeln. Die beiden anderen Quellen dürfen mitsprudeln, solange sie den ersten beiden nicht zuwiderlaufen.

In seinem glänzenden Aufsatz »Self-fulfilling Prophecy: Beobachtungen und Überlegungen zum produktiven Erkenntnisaspekt«¹⁰ stellt Wilfried Härle bei der knappen Skizze des Erkenntnisprozesses den Wahrheitserweis (m.E. noch zu einseitig) auf die Wahrnehmungen ab. Nicht vom Konstruktivismus herkommend, fragt er beim Wahrheitserweis in traditioneller Manier nach dem Bezug einer sprachlich gefassten sinnlichen Wahrnehmung zur ontischen Realität. Er kommt von dorthin dann aber zu einem Ergebnis, das sich dem der konstruktivistischen Sichtweise annähert. Er hält fest, dass der Bezug einer Wahrnehmung zur ontischen Realität immer nur mithilfe *anderer* Wahrnehmungen geprüft werden kann: nämlich durch den Vergleich einer Wahrnehmung mit anderen, die von mir selbst in anderer Situation oder von anderen Menschen vorgenommen wurden. Da die ontische Realität sich *ausschließlich* nur in solchen Wahrnehmungen (= *begrifflich gedeuteten* Sinnesreizen) zeigt, kann der Realitätsbezug einer Wahrnehmung immer nur so untersucht werden, dass mindestens eine andere Wahrnehmung, von der ein angemessener Realitätsbezug bereits angenommen wurde, verglichen wird. Passen die verglichenen Wahrnehmungen zusammen (ich vermeide wiederum den vorbelasteten Kohärenzbegriff), kann von einem angemessenen Realitätsbezug der zu prüfenden Wahrnehmung gesprochen werden. Härle hält folgerichtig fest, dass nach einem solchen, nur auf Vergleichen basierenden Prüfverfahren die Frage nach dem angemessenen Realitätsbezug einer Wahrnehmung immer nur *näherungsweise* positiv beantwortet werden kann, niemals absolut. Da der Prüfstein für eine Wahrnehmung wiederum nur bei anderen Wahrnehmungen liegt, kann nie mit absoluter Sicherheit behauptet werden, eine Wahrnehmung repräsentiere die ontische Realität in angemessener Weise. Genau dies aber ist der Ausgangspunkt konstruktivistischen Nachdenkens.

Auch an anderer Stelle (5–16) kommt Härle in diesem Aufsatz konstruktivistischer Sichtweise, ohne sie zu übernehmen, nahe, wenn er – von anderen theoretischen Voraussetzungen herkommend – neben den rezeptiven die *produktiven* Elemente im Erkenntnisprozess betont.

Festzuhalten ist, dass auch bei naturwissenschaftlichen Aussagen der Wahrheitserweis nicht zu einer gesicherten Aussage über den Bezug zur ontischen Realität zu führen vermag. Auch naturwissenschaftliche Konstrukte werden so getestet, dass sie, während sie immer wieder im Labor und im Lebensvollzug der ontischen Realität ausgesetzt werden, daraufhin befragt werden, ob sie bei diesem Aussetzen weiter »funktionieren«, ob sie »brauchbar«, »lebbare« bleiben, ob also zumindest die ersten beiden Evidenzquellen weiter sprudeln. Ein dermaßen als »wahr« erwiesenes Konstrukt *kann* eine ausgezeichnete Wiedergabe der ontischen Realität sein, jedoch stellt der Satz, *dass* es eine ausgezeichnete Wiedergabe sei, bereits eine niemals beweisbare Glaubensaussage dar.

10. In: W. Härle (Hg.), Im Kontinuum. Annäherungen an eine relationale Erkenntnistheorie und Ontologie, Marburger Theologische Studien 54, Marburg 1999, 1–16.

In einem dritten Schritt soll an einem zentralen Beispiel der Prozess des Konstruierens von Wirklichkeit im Urchristentum mithilfe der bereitgestellten Kategorien untersucht werden. Würden viele derartige Beispielanalysen aneinander gereiht werden, ergäbe sich eine neutestamentliche Theologiegeschichte, die in konstruktivistischer Perspektive das Ausdifferenzieren des frühchristlichen Sinnzusammenhangs, der Wirklichkeit der frühen Christen, beobachtete und dabei auf die Evidenzquellen zu achten versuchte, die bei solcher Ausdifferenzierung wirksam waren. Auf diese Weise würde eine Theologiegeschichtsschreibung möglich, die – soweit aus den historischen Quellen erschließbar – auch

- das jeweilige Erfahren, sinnliche Wahrnehmen,
- das emotionale Erleben und
- die sozialen Bezüge (Evidenz durch »soziale Bestätigung«)

der realitätskonstruierenden Subjekte mit zu berücksichtigen suchte, also auch das, was oft als »Situation« der Subjekte bezeichnet wird. Theologiegeschichte würde dann nicht nur als »Ideengeschichte« oder als Traditionen-Geschichte zum Beispiel geschrieben werden. Sie könnte auch nicht auf eine Analyse kognitiver Konstruktionen reduziert werden. Eine konstruktivistisch angelegte Theologiegeschichte wäre dies immer auch, aber nur unter gleichzeitigem Berücksichtigen der anderen Evidenzquellen gleichermaßen. Sie wäre mehrdimensional.

Sicher, nicht immer erlauben die historischen Dokumente eine derartige Betrachtungsweise. Gleichwohl, sollte trotz der Sprödigkeit der Quellen eine derart konstruktivistisch angelegte Theologiegeschichte möglich sein, sollte sich ein, wie hier angedacht, mehrdimensionales Bild ergeben können, so dürfte der konstruktivistische Ansatz am Ende vielleicht doch auch zur *innertheologischen* Selbstvergewisserung beitragen und nicht nur den Dialog mit Außenseitern befruchten.

Das zu wählende Beispiel sei die urchristliche Rede von der Auferweckung Jesu durch Gott als *Ausgangspunkt* urchristlichen Konstruierens von Wirklichkeit.¹¹ Als axiomatische Grundlegung des urchristlichen Sinnzusammenhangs lässt sich mit der ältesten partizipialen vorpaulinischen Formel von Röm 4,24; 8,11; Gal 1,1 formulieren: »(Gott), der Jesus von den Toten auferweckte«. Die Formel bekundete: Gott selbst handelte in der Auferweckung Jesu schöpferisch. Der Mensch Jesus wurde aus seinem Tod heraus mit neuer personaler Existenz beschenkt.

Axiome fallen nicht vom Himmel, auch im Urchristentum nicht. Wie ist die Phase *vor* der axiomatischen Grundlegung zu skizzieren? Das Axiom stellt ein Verknüpfungsprodukt verschiedener, zunächst relativ unverbundener Wissensselemente dar. Ich nenne die wichtigsten. (a) Als Dissonanz hatten die Jünger erfahren: Jesus war tot, sein Werk schien gescheitert, seine Botschaft ohne Gültigkeit. Er war zur verlorenen Elendsgestalt geworden. (b) Der gestorbene Jesus von Nazareth hatte in Wort und Tat ein bestimmtes Gottesbild verkündet. Er hatte Gott als einen Gott der Güte interpretiert, der sich in besonderer Weise den Verlorenen zuwendet.

Zwischen beiden Wissensselementen besteht eine partielle Kongruenz, insofern beide Male von Verlorenen die Rede ist. Solche Ähnlichkeiten regen zu kognitiver Konstruktion an (s. o.) – zunächst in negativer Spielart: Beide Wissensselemente zusammen generieren die Frage, ob sich dieser den Verlorenen nahe Gott denn vielleicht auch *diesem einen* Verlorenen aus Nazareth noch zuwenden würde, der den

11. Vgl. meinen Aufsatz »Wissenssoziologische Annäherung an das Neue Testament«, in: *New Testament Studies* 43, 1997, 347–366.

liebenden Gott doch selbst verkündet hatte. Die Antwort musste aufgrund der Dissonanzerfahrung zunächst negativ sein.

Die positive kognitive Verknüpfung beider Wissens Elemente dagegen würde lauten, dass der den Elenden nahe Gott gerade auch diesen verlorenen Jesus aus seinem Todestief errettet. Aber soweit sind wir noch nicht. Mehr war nötig, um die positive Verknüpfung zu ermöglichen.

(c) Jesus hatte Gott ferner als den dargestellt, der seine endzeitliche Königsherrschaft bereits in der Gegenwart begonnen hatte aufzurichten – und zwar *in* dem Wirken und Reden dieses Jesus selbst. Wer dieses weitere Wissens Element mit dem ersten verkoppelt, landet wiederum bei einer Frage: Könnte es sein, dass sogar *in* diesem *tödlichen* Geschick Jesu ein Stück Aufrichten der Gottesherrschaft sichtbar wird? Die spätere Antwort war ja, aber wiederum sind wir noch nicht so weit.

(d) Das vierte Wissens Element war die vorgeprägte jüdische Erwartung einer Auferweckung der Toten durch Gott. Hier kommt die gesamte bekannte religionsgeschichtliche Palette in Anschlag, von zum Beispiel Daniel 12 bis hin zur zweiten Benediktion des Achtzehngebets (»gepriesen seiest Du, Gott, der du die Toten lebendig machst«).

Diese vier Wissens Elemente stellten ein explosives Gemisch dar, das nur eines Funkens bedurfte, um zu den Reaktionen, den angedeuteten positiven kognitiven Verknüpfungen, zu führen, die in unserem Axiom niedergelegt sind. Der Funke *wurde* entzündet! Von der sinnlichen Wahrnehmung des $\omega\phi\theta\eta$ ist zu reden, von jenem visuellen Geschehen, wie es zuerst von Kephass erlebt wurde: Petrus »sah« den gestorbenen Jesus als Lebendigen; und all die angedeuteten kognitiven Verknüpfungen zwischen den vier Wissens Elementen konnten (zumindest theoretisch) ablaufen. Historisch nachweislich wichtig war vor allem der vierte Baustein, der die Wahrnehmungskategorie »Auferweckung« bereitstellte, so dass das visuelle Erleben in *diesem* Sinne interpretiert wurde und nicht als Gespenstererscheinung, die als Wahrnehmungskategorie in einem anderen kulturellen Umfeld durchaus näher gelegen hätte.

War aufgrund zweier Evidenzquellen, nämlich sinnlicher Wahrnehmung und kognitiver Konstruktion, der Satz »Gott erweckte Jesus aus den Toten« gefunden, so bedurfte es weiterer Evidenzquellen, um den Satz zum Axiom neuer Wirklichkeitskonstruktion werden zu lassen.

Historisch lässt sich kaum mehr als dies greifen, dass mehrere, wahrscheinlich sogar über fünfhundert Personen des palästinischen Raums in einem begrenzten Zeitraum nach Jesu Tod verschiedene visionäre Erlebnisse hatten, wahrscheinlich insgesamt sechs Visionen (1 Kor 15, 5–8), welche allesamt die Person Jesu zum Gegenstand hatten und aufgrund welcher sich bei den Visionären die Überzeugung verfestigte, dem gestorbenen Jesus sei von Gott neues Leben geschenkt worden. Mehr lässt sich im Hinblick auf die sogenannten Ostererscheinungen historisch kaum ausmachen. Aber dies ist, was die Kategorien unseres heuristisch verwendeten konstruktivistischen Modells anlangt, bereits viel: Die Behauptung »Gott erweckte Jesus« war nicht nur *sinnlich erfahrbar*, diese Erfahrung konnte sich auch *wiederholen*, und sie *breitete sich aus* auf verschiedene Erfahrungssubjekte, so dass sich wachsende Intersubjektivität einstellte, eine Intersubjektivität, die sich weiter auch durch die dritte Evidenzquelle der *sozialen Bestätigung* verfestigte. Denn wer im Umkreis des ehemaligen Anhängerkreises Jesu nicht selbst an den visionären Erlebnissen Anteil gehabt hatte, konnte sich durch die Visionäre den Sachverhalt *sozial bestätigen* lassen. Das spezifisch urchristliche Wissen war von Anfang an ungleich

verteilt und sollte in der Folge zu einer Abstufung der Wissenden führen, insofern Auferstehungszeugen sich von anderen Christinnen und Christen abhoben.

Dass schließlich auch die vierte Evidenzquelle, das *positive emotionale Erleben*, an der axiomatischen Grundlegung des neuen christlichen Kontextes mitwirkte, bedarf kaum des Erwähnens. Trauer wandelte sich in Freude, Klage in Lobpreis. Die zitierte älteste partizipiale Auferweckungsformel, eine Gottesprädikation, war am ehesten im gottesdienstlichen Lobpreis als ursprünglichem »Sitz im Leben« verwurzelt.

Geboten wäre nun, anhand des heuristischen Modells zu beschreiben, wie dieser einmal grundgelegte urchristliche Sinnzusammenhang, die konstruierte Realität der frühen Christen, sich *entfaltete*. Wie aus der ursprünglich *theologisch* zentrierten Auferweckungsformel eine *christologisch* zentrierte Aussage wurde. Wie durch kognitives Konstruieren rasch *Hoheitsaussagen* über Jesus hinzukamen. Es war dies angezeigt, denn augenscheinlich hatte mit seinem Auferweckungsakt Gott selbst sich zu dem Gottesbild bekannt, das Jesus von Nazareth verkündet hatte; Gott selbst hatte, so schien es, Stellung zu diesem Jesus und seinem Tun bezogen, ihn bestätigt und autorisiert in dem Erweckungsakt. Hier war Stoff für zahlreiche kognitive Konstruktionen, deren Nachzeichnung lockte.

Treten wir stattdessen einen Schritt zurück und halten eine letzte Schlussfolgerung aus der konstruktivistischen Sichtweise im Hinblick auf den urchristlichen Osterglauben fest: Aus konstruktivistischer Sicht ist es sinnlos, sich unter Historikern zu streiten, ob die urchristlichen Ostererfahrungen rezeptive oder produktive Visionen waren; ob sich also in den Christophanien von 1 Kor 15,5–8 ein zum Leben Auferwecker selbst bekundete oder ob die personale Existenz des Menschen Jesus mit seinem Kreuzestod endgültig zu Ende kam und die Genese der ersten Vision ausschließlich in den (uns quellenmäßig unzugänglichen) psychischen Gegebenheiten des Petrus zu suchen sei, dessen Eifer seinerseits die Genese der übrigen Visionen – als Kettenreaktion – erklären könnte. Solche Streitereien sind aus konstruktivistisch-epistemologischer Sicht sinnlos und angesichts der *außerhalb* der Theologie ablaufenden Debatte über den Wirklichkeitsbegriff auch obsolet. Warum? Versuchen wir, als Historiker die damalige (konstruierte) Wirklichkeit der Urchristen zu beschreiben, so handelte es sich ohne Zweifel um rezeptive Visionen. Diese Christophanien waren für die Urchristen Ausdruck eines aktiven Bezugnehmens seitens des Auferstandenen, der sich auf diese Weise selbst als Lebender bekundete. So verstanden die ersten Christen ihre Welt, und Historiker können sich glücklich preisen, wenn sie bestenfalls näherungsweise an diese von den Urchristen konstruierte Welt herankommen. Über die *ontische Realität* dagegen, die dieser konstruierten Wirklichkeit der urchristlichen Ostergläubigen parallel lief, haben wir aus konstruktivistischer Sicht *eo ipso* keinen Zugang. Der Streit über die ontische Realität hinter diesen Visionen – ob rezeptiv oder produktiv – ist deshalb *eo ipso* auch kein wissenschaftlicher, keiner, der auf dem Felde historischer Forschung ausgetragen oder durch Intensivierung der historischen Rückfrage entschieden werden könnte.

Was für ein Streit ist er dann? Es ist der Streit von Alltagsmenschen um das bessere Wirklichkeitskonstrukt zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Mehr nicht. Denn ob sich jemand für oder gegen eine Kategorisierung der urchristlichen Ostererfahrungen als rezeptiv entscheidet, hängt ab von der Wirklichkeit, die er oder sie bereits *vor* aller historischen Forschungsarbeit *für sich persönlich* konstruierte. Das der einen Entscheidung zugrunde liegende Wirklichkeitskonstrukt rechnet mit der Existenz Gottes und mit Gottes schöpferischem Wirken in den Ereignissen der Welt. Das der Gegen-

these zugrunde liegende Wirklichkeitsverständnis schließt ein schöpferisches Wirken Gottes, das einen Verstorbenen mit neuer personaler Existenz zu beschenken vermag, prinzipiell aus. Welche der beiden konstruierten Wirklichkeiten heute die bessere ist, wäre mit Blick auf die besprochenen Evidenzquellen zu streiten. Nur soll man dann nicht so tun, als handle es sich dabei um einen Streit historischer Wissenschaft.

Treten wir einen weiteren Schritt zurück, um noch umfassendere Konsequenzen anzudeuten. Der Essay versuchte, eine übergreifende Theorie anzubieten – und so die Situation der Beliebigkeit hinter sich zu lassen, in der es nur die Fragmentation, das Nebeneinander gleich gültiger Theorien, die Disparatheit gibt. Wo alles gleich gültig ist, stellt sich Gleichgültigkeit ein, Beliebigkeit, mit der der Autor dieses Essays sich abzufinden nicht gewillt ist. Er ruft zu Wettbewerb zwischen den auf der ontologischen Ebene gleich Gültigen auf, damit sich auf einer zweiten, u. a. lebens-pragmatischen Ebene vielleicht doch wieder ein Abgrenzen zwischen Gültigem und Ungültigem ergeben kann. Er benutzt konstruktivistische Theorie, um letztendlich christliche Apologetik zu betreiben und für das Christentum zu werben.

Der Autor dieses Essays ist sich dabei aber auch seines eigenen Dilemmas bewusst: Die seine übergreifende Theorie tragende konstruktivistische Grundthese, dass die gesamte Wirklichkeit ein Konstrukt des Gehirns ist (welches begrifflich gedeutete Sinnesreize und Emotionen verarbeitet), kann in der Konsequenz der eigenen Theorie wiederum selbst nur ein Wirklichkeitskonstrukt sein und nicht als absolute Wahrheit formuliert werden. Dieser hausgemachte Einwand, den ich mir nicht ersparen kann, bewegt sich auf einer tiefer liegenden Metaebene; die konstruktivistische Grundthese ist gleichsam ein Wirklichkeitskonstrukt zweiter Ordnung. Gibt es einen Ausweg aus diesem Dilemma? Ich könnte auf einer weiteren Metaebene gegen den Einwand einwenden, dass auch dieser Einwand nur ein Konstrukt ist, und so fort. Des Einziehens weiterer derartiger Metaebenen ist kein Ende, so dass niemals der Grund »absoluter Wahrheit« erreicht werden wird. Ein Dilemma. Das Angebot übergreifender Theorie bleibt auf diese Weise freischwebend und kann nicht auf dem gewachsenen Fels »absoluter Wahrheit« verankert werden.

Die Mahnung zur eigenen Bescheidenheit wird noch lauter, wenn ich mir vergegenwärtige, dass mit der vorgestellten Theorie nicht nur ein Atheist vom hohen Kothurn ontologisch vermeintlich höherwertiger Weltsicht heruntergeholt und in die Demut hinein gezwungen wird, sondern dass diese Demut auch von mir als dem Vertreter des christlichen Wirklichkeitskonstrukts eingefordert wird – wenn anders es denn stimmen soll, dass alle konkurrierenden Wirklichkeitsentwürfe auf der ontologischen Ebene gleich gestellt sind. Unser Denken wird nur bescheiden daherkommen können, nicht in den Prachtgewändern von Absolutheitsansprüchen. Wir haben in Arbeitskittel uns zu werfen; uns anzustrengen, im Wettbewerb die besseren Argumente zu liefern; die Evidenzquellen reichhaltiger sprudeln zu lassen.

Zusammenfassung

Nach einer Skizze der post-logischempiristischen Situation und einer ihrer Früchte, dem Konstruktivismus, werden die Folgen für theologisches Reden im Gespräch mit Atheisten bedacht: Ein theozentrisches Wirklichkeitskonstrukt steht von seiner ontologischen Qualität her anderen Wirklichkeitsentwürfen – auch naturwissenschaftlichen – nichts nach. Die Auseinandersetzung um das angemessenste Wirklichkeitsverständnis wird folglich von anderen Kriterien geleitet werden müssen als dem der »ontologischen Qualität«.

Auf der erarbeiteten Basis wird in einem dritten Schritt das Auferweckungs-Theologumenon des Neuen Testaments aus konstruktivistischer Sicht beleuchtet.